

# Peter Hohberger



# Schwebeblumen

NordPark



Peter Hohberger

*Schwebeblumen*

Texte und Bilder

Herausgegeben vom Literaturhaus Wuppertal e.V.



NORDPARK

**Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek**  
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation  
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische  
Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

**Zum Umschlagmotiv dieses Buches:**

In Positano findet man am Strand zwischen den dunklen kleinen runden Lavasteinen, die noch nicht Sand sind und die man in den Wellen rollen und knistern hört, kleine, vom Meer abgeschliffene Bruchstücke von farbigen Kacheln, jenen Kacheln, mit denen die Böden der Häuser und Terrassen in Positano belegt sind. Es sind wunderbare Böden, tiefe spiegelnde Farben, blau und grün, oft wie das Meer. Nein, es ist ein noch tieferes Blau und ein noch tieferes Grün, so als wäre die Farbe des Meeres noch leuchtender auf dem Rechteck einer Terrasse zusammengedrängt und verdichtet worden, als flösse in einem kühlen Flur ein Strom von blauem Licht, ein Himmelsblau oder dunkle Meerestiefe.

P. H.

Originalausgabe

2019

© Peter Hohberger

Redaktion: Hermann Schulz und

Anne Walkenhorst

© dieser Ausgabe NordPark Verlag, Wuppertal

Das Werk ist urheberrechtlich geschützt

Gesetzt in der Sabon

Printed in Germany

ISBN 978-3-943940-60-2

NordPark Verlag · Klingelholl 53 · D 42281 Wuppertal

[www.nordpark-verlag.de](http://www.nordpark-verlag.de)

## *Inhalt*

Vorwort .....	9
Ein Tag .....	11
Kornblumen .....	14
Mit Arnold in Höchst .....	17
Der Musiker .....	18
Ausgezählt .....	19
In Palermo .....	25
Die Eidechse .....	27
Ein Pina Bausch-Abend .....	29
Splitter I: .....	30
Herbst / Die Regisseurin 1 / Die Regisseurin 2 / Die Schauspieler / Fernando / Corrida / Die Sonnenblume in meinem Zimmer / Der Tod der Sonnenblume / Der Regisseur / Der alte Schriftsteller	
Der fliegende Fisch .....	33
Palermo .....	45
Frühling .....	50
Skilauf .....	55
Der Tod eines Mannes .....	56
Port Bou .....	60
Russland .....	62
Spanien im Dezember / Die Fahrt nach Afrika .....	63
Spanien im Dezember / »The door is open« .....	71
Spanien .....	78
Flamenco .....	79
Unterwegs in Frankreich und Spanien .....	80
Corrida .....	82
Sizilien .....	85
Unterwegs in Italien – Nacht .....	86
Meine erste Begegnung mit dem Nordmeer .....	88
Jugend .....	90

Schwebeblumen .....	91
Splitter II: .....	92
Nazaré – Die Welle / Am Strand / Auf Sylt / Kollegen / Frau im Büro / Im Park / Skirennen / Schauspieler / Gedanken zur Kunst / Freudenstadt / Zur Plastik	
In Nules/Spanien .....	96
Das Leuchten Positanos .....	97
Theater .....	99
(Zur Aufführung einer Gesellschaftskomödie)	
Umzug .....	102
Theater .....	103
Für einen Dollar .....	104
Venedig .....	112
Missionarin an der Tür .....	114
Eigensinnige Gedanken über Gott, den Allmächtigen	118
Memento Mori .....	122
Der Traum .....	127
Kindheit .....	136

#### Bildteil:

- Nr. 1   Portrait Dorothea, bemalter Gips
- Nr. 2   Frau mit Pareo, Bronze
- Nr. 3   Augusto Murer, bemalter Gips
- Nr. 4   Portrait Martin, Gips
- Nr. 5   Griechenland, Öl auf Karton
- Nr. 6   El Hierro, Öl auf Karton
- Nr. 7   Positano, Öl auf Karton
- Nr. 8   Karpathos, Öl auf Leinwand
- Nr. 9   Faustkämpfer, bemalter Gips
- Nr. 10   Portrait Felix, Gips
- Nr. 11   Force Vitale, Bronze
- Nr. 12   im Atelier
- Nr. 13   Abstrakte, Bronze
- Nr. 14   Bonaire I, Bronze
- Nr. 15   Céline, Gips
- Nr. 16   Blütenschale, Bronze

Für Renate



## *Vorwort*

Die Anregung zu dieser Veröffentlichung kam aus seinem Freundeskreis, der weiß, dass der Bildhauer und Schauspieler Peter Hohberger zeit seines Lebens geschrieben, aber wenig veröffentlicht hat.

Die Redaktion stand vor keiner leichten Aufgabe: Mit den Texten und Notizen, die sich über Jahrzehnte angesammelt haben, ließe sich leicht ein Band mit tausend Seiten zusammenstellen. Es musste also eine Grenze gezogen werden, die nicht leicht zu bestimmen war, die aber dem Bildhauer, dem Maler, dem Schauspieler und dem Autor einigermaßen gerecht wird.

Die vorliegende Auswahl kann also nur unzureichend das Gesamtwerk aufzeigen, dazu wäre ergänzend auch ein Bildband mit seinen Malereien und Skulpturen nötig. Hier musste der Bildteil aber auf wenige Seiten beschränkt werden.

Ich habe Peter Hohberger mehrmals in seinem Atelier in Wuppertal besucht. Freundlichkeit und Liebenswürdigkeit scheinen ein Grundzug seines Wesens zu sein, auch wenn sein Gemüt nicht selten im Dunkeln steckt. Seine Skulpturen stehen dort in erschlagender Fülle dicht an dicht, nur mühsam kann man sich vorbeischlängeln: Immer wieder der menschliche Körper; der Akt ist einer seiner Hauptmotive. Und das Portrait. Und dann gibt es noch den großen Formenreichtum seiner abstrakten Plastiken. Die Themen seiner Malerei sind hauptsächlich das Meer und die Blumen.

Peter Hohberger wurde 1939 in Biesnitz bei Görlitz in Schlesien geboren, 1945 Flucht nach Karlsbad, dort kurz vor Kriegsende bei einem Bombenangriff verschüttet, Mutter und Bruder dabei verloren, er selbst war eine zeitlang gelähmt und lebte bis der Vater aus der Gefangenschaft kam bei den Großeltern. Später eine Handwerkslehre, dann zur

Seemannsschule gegangen, doch der Liebe wegen zurück nach München. Dann Schauspielausbildung in München und erstes Engagement am Residenztheater München, später wechselnde Engagements an verschiedenen deutschen Bühnen. Zwischendurch Reisen nach Italien, Spanien, Griechenland. In Italien und Griechenland die erste Berührung mit der klassischen Bildhauerei. Der Düsseldorfer Bildhauer Hermann Isenmann wurde sein Lehrer für die Gipsguss-Technik.

Nun sind Mehrfachtalente in einem immerwährenden Zwiespalt, weil sie zwischen ihren künstlerischen Möglichkeiten, der Notwendigkeit Geld zu verdienen und dem Abenteuer des Lebens kaum Kraft und Ruhe finden, sich einer Sache ganz zu widmen. Peter Hohberger lebt mit und in diesem Spannungsfeld und versucht, es künstlerisch umzusetzen. Von dieser bleibenden Spannung zeugen seine Texte; es sind keine literarischen Erfindungen, sondern immer direkte Schilderungen von Begebenheiten aus seinem Leben als Arbeiter, Schauspieler, Künstler oder Reisender. Sie zeigen vielleicht mehr als seine Arbeiten als Bildhauer seine Ängste, sein zwiespältiges Lebensgefühl, doch zugleich auch eine männliche Kraft und die Liebe zum Leben.

Er lebt heute mit seiner Frau Renate in Wuppertal.

Hermann Schulz

## *Ein Tag*

Der junge Mann hatte in einer Bar viel zuviel Geld ausgegeben. Ihm hatte eine der Frauen gefallen, die dort arbeiteten, doch um ihre Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, hätte er noch viel mehr Geld ausgeben müssen als er besaß. Es war immer später geworden, und dann hatte er sein ganzes Geld ausgegeben und dabei doch gemerkt, dass es gemessen an dem, was man hier abzukassieren gewohnt war, lächerlich wenig war, ja, dass er knauserig und arm wirkte und nicht großzügig und leichtlebig, nicht so, wie es den Frauen hier in der Bar gefiel. Dann musste er gehen. Es war sehr spät geworden. Er war müde und hatte kein Geld mehr, und er war enttäuscht und fühlte sich beschämt. Als er die Bar verließ, spürte er, wie überflüssig er hier gewesen war. Er hätte längst gehen sollen.

Am nächsten Morgen um sechs Uhr klingelte in dem dunklen, kleinen Zimmer, in dem der junge Mann schlief, der Wecker. Er schreckte hoch, wusch sich und zog sich an. Er war noch halb betäubt vom Schlaf. Um halb sieben fuhr er mit seinem Rad zu einer großen Baustelle, auf der er während des Sommers arbeitete. Ein hoher Maschendrahtzaun umgab das ganze Baugelände. Er ging durch das große Tor im Zaun und trug dabei sein Rad durch den Schlamm, den die ein- und ausfahrenden Lastwagen von Tag zu Tag unpassierbarer machten. Er brachte sein Rad zu dem überdachten Platz für die Fahr- und Motorräder, schloss es ab und ging dann zu einer der niedrigen Bretterbuden, in der seine Arbeitskleidung hing. Im Innern der Baracke stand ein langer Tisch und an beiden Längsseiten des Tisches eine lange Bank. Mehrere Männer saßen auf den Bänken und zogen sich um. Der junge Mann nahm seine Arbeitskleider von einem Haken und zog sich ebenfalls um. Dann ging er hinaus und stellte sich zu einer Gruppe von wartenden Männern. Sein Name wurde aufgeschrieben, und dann wurde ihm die Arbeit für den Vormittag zugeteilt. Punkt sieben Uhr

schlug jemand mehrmals schnell auf ein Stück Eisen, das an einem Draht vor einer der Baracken hing. Die Schläge klangen hell über das ganze Baugelände, und die Männer setzten sich in Bewegung und suchten ihre Arbeitsplätze auf. Wenig später klangen die Rufe der Arbeitenden über das Baugelände. Die Kreissäge fing an, kreischend zu jammern, das singende Motorengeräusch der Kräne erklang, brach ab und sprang wieder an. Die Kräne bewegten sich dabei, Lasten wurden in die Luft gehoben und wanderten durch den Himmel; das zornige, hartnäckige, sich festrammende Motorengerassel der Erdbewegungsmaschinen setzte ein.

Der junge Mann sah das alles nicht mehr, und er hörte es nicht mehr. Er trug den ganzen Morgen bis zu der kleinen Pause am Vormittag und dann wieder bis zur Mittagspause Zementsäcke von einem Lastwagen in eine Hütte, in der sie gestapelt wurden. In der Mittagspause trank er eine Flasche Bier und aß ein Stück Wurst zu einem großen Stück Brot. Dann legte er sich in den Schatten der Baracke, in der die Zeichner arbeiteten. Dicht an der Bretterwand der Baracke wuchs Gras. Der kleine Grasfleck inmitten der aufgewühlten Erde und der Steine, des Schlammes und des Staubes ringsum leuchtete grün. Es war wie ein Stückchen der weichen Haut der Erde, das hier noch erhalten geblieben war. Wenn man genau hinsah, waren die Gräser mit Staub bedeckt, und zwischen ihnen lagen Stein-splitter und graue Betonklümpchen. Der junge Mann berührte das Gras mit der Hand. Es fühlte sich weich und welk an, doch es war das gleiche Gras wie draußen auf den großen Wiesen, von denen die Baustelle umgeben war. Sehnsucht ergriff ihn, und er verspürte einen Moment lang ein schmerzendes Mitleid mit dieser kleinen, noch lebendigen Grasfläche. Er legte sich vorsichtig darauf und blickte auf seine Hand, die das weiche Gras berührte. Dann schließt er ein.

Der scharfe Klang der gegeneinander geschlagenen Metallstücke weckte ihn, und den ganzen Nachmittag über fuhr er mit einer Schubkarre flüssigen Beton. Er schob die Karre

über einen Bretterweg und dann über ein federndes Brett, das über der Vertiefung lag, aus der sich die Grundmauern des Gebäudes erhoben. Er war darauf bedacht, in zügiger Fahrt das Gleichgewicht der Schubkarre zu halten, deren Inhalt sonst nach einer Seite schwappen würde, so dass er dabei das ganze Gewicht mit einem Arm abfangen müsste, und er musste schnell und gerade über das Brett fahren, das unter seinen Tritten federte, so dass die Schwingungen ihm die Last aus den Händen zu reißen drohte. Es war jedesmal schwer, über das Brett zu fahren, und das Gewicht schien sich zu verdoppeln und wollte seine Hände öffnen und zerrte an seinen Armen und Schultern.

An einem der letzten Tage war einer der Männer mit der vollbeladenen Karre von diesem Brett gestürzt. Der junge Mann kam gerade dazu, als ein paar Arbeiter in die Vertiefung neben der Wand sprangen. Er sah den Mann, der abgestürzt war und der sonst immer einen Hut trug, mit stillem, bleichen und gespannten Gesicht wie in ohnmächtiger Wut unter der Schubkarre, die halb über ihm lag, in der Vertiefung liegen. Der Hut war ihm vom Kopf gefallen, und die Haare hingen ihm in die Stirn, und er schien dem jungen Mann, der das Gesicht des Verunglückten immer nur unter dem Hut gesehen hatte, jetzt ein ganz anderer, ein ganz neuer Mann zu sein. Die Männer hoben vorsichtig die Schubkarre hoch, sie hoben den Mann auf, und dann schleptten sie ihn behutsam die Böschung hoch und trugen ihn weg. Und während der ganzen Zeit gab der Mann, der abgestürzt war, keinen Ton von sich, sondern hielt bleich und gespannt die Lippen fest geschlossen, so als müsse er mit aller Gewalt etwas in sich festhalten, was im Begriff war zu zerreißen.

Gegen fünf Uhr nachmittags hatte der junge Mann noch immer nicht die Summe verdient, die er am Abend zuvor in der Bar ausgegeben hatte.

(1982)

## *Kornblumen*

Ich saß in einem Café, und neben der Tasse Kaffee, die man mir gebracht hatte, lagen zwei in weißes Papier verpackte Zuckerstückchen. Auf einem davon war die Blüte einer Kornblume abgebildet, der Blume, die ich als Kind am meisten geliebt hatte. Während ich das kleine Bild dieser blauen Blütenkrone betrachtete und dabei meine Gedanken in eine lange zurückliegende Zeit lenkte, wendete meine Hand das kleine quaderförmige Zuckerstückchen, und ich las auf seiner Rückseite den Namen »Kornblume«, der dort in schwarzen Buchstaben aufgedruckt war.

»Kornblume« stand dort, sonst nichts. In diesem Moment erwachte die wahre Erinnerung an etwas sehr Fernes und für immer Vergangenes. Ich begegnete mir selbst, ich begegnete dem Kind, das ich einmal war. Vorher beim Betrachten der Abbildung der Blume war es ein Zurückschauen gewesen und die Erinnerung eine sentimental gerührte. Jetzt aber wurde ich von der wahren Erinnerung berührt, die nicht dem Willen sondern ihren eigenen Gesetzen gehorcht. Was mich aber nachdenklich stimmte war, dass diese unbewusste, nicht steuerbare Erinnerung erst durch den Namen, durch bloße Buchstaben hervorgerufen wurde und nicht durch das Abbild. Das Bild hätte es doch sein müssen. Es war aber der gedruckte Name. Es war der Klang des geschriebenen Wortes »Kornblume«, der die wahre Erinnerung an die Blume meiner Kindertage zurückbrachte.

Es war die Erinnerung an einen heißen Sommertag auf einem Weg neben einem schweigenden Ährenfeld, über das kleine Vögel flogen. Sie flogen dicht über diese unbetretbare Weite von Ähren, auf die ich gerade noch zu blicken vermochte, denn ich war ja kaum größer als die Halme, auf denen die Ähren schwer und stumm zwischen Himmel und

Erde auf den Schnitter warteten. Etwas Drohendes ging von dieser Stille aus. Nur die kleinen Vögel konnten frei darüber hinwegfliegen. Diese einsamen Sommerwege neben der un-durchdringlichen Wand der großen Getreidefelder musste ich oft gehen. Es war ein langer Weg. Es war der Weg, der das Dorf, in dem wir nach dem Krieg als Flüchtlinge einquartiert worden waren, mit einem etwas größeren Ort verband, der halb schon Städtchen und halb noch Dorf war und in dem das einzige Geschäft war, in dem man Brot kaufen konnte. Unser Dorf hieß Gleißenberg, und auch dieser Name ist tief in mich eingeschrieben, tiefer als es jedes Abbild des Dorfes sein könnte. Gleißenberg – wenn ich den Namen im Stillen für mich nenne, löst er eine kleine Explosion von Glück und Sehnsucht in mir aus, und doch gab es damals dieses Glück ja gar nicht. Oder war es Glück, wenn ich mich auf den einsamen heißen Feldwegen fürchtete und durch die Furcht getrieben alles deutlicher sah? Wenn ich in der Stille und Reglosigkeit, die mich damals auf diesen Wegen umgab, die Bedrohung durch das Unsichtbare empfand und dabei mit Gott sprach, an den ich glaubte, der alles sah und vor dem niemand einsam war? Man musste nur mit ihm sprechen, dann blickte er her. Er war immer da, wenn man ihn brauchte. Welch eine Beruhigung, in der größten Einsamkeit doch nicht allein zu sein. Auch mein Schutzengel war da, auch mit ihm konnte ich sprechen und mit meiner Mutter und mit meinem Bruder, die ich beide durch den Krieg verloren hatte. Ihre Anwesenheit empfand ich auf diesen einsamen Sommerwegen stärker als sonst, und am Feldrain neben der bedrohlichen Stille und Weite blickten mich die blauen Sterne der Kornblume schweigend an. Sie schienen mir wie Augen, die das Unsichtbare sehen, und sie sandten in die Stille ihr blaues Leuchten aus. Sie sahen das Drohende und das Schützende, meinen strengen Gott und dessen gütigen Sohn, den ich liebte. Sie sahen auch meine Mutter und meinen Bruder, sie sahen alles, was ich nur

zu fühlen vermochte. Ihr Schweigen machte mir manchmal Angst, doch meist tröstete es mich. Im Gegensatz zu den lebenden, mir vertrauten Menschen, wie es meine Großeltern waren, die jedoch nicht immer bei mir sein konnten, waren diese unsichtbaren Wesenheiten, an die ich mich wandte, wenn mir bang zumute war und ich mich verlassen fühlte, immer anwesend.

Das war eben das Glück, und dieses ferne Glück stürzte mir brennend und den Blick verschleiernd in die Augen, als ich das Wort »Kornblume« las.

## *Mit Arnold in Höchst*

Ich ging mit Arnold in Höchst in der Nacht an einer Fabrik vorbei. Hohe, oft fensterlose Gebäude. Am Nachthimmel zog aus einer Esse eine helle Rauchwolke wie eine Masse, die aus einer Tube gedrückt wird. Ein ständiger brausender Ton war zu hören und Stimmen, die von Zeit zu Zeit über Lautsprecher durch die Anlage hallten. Unverständlich und durch den Lautsprecher verstärkt, gellten Wortfetzen in den nächtlichen Raum zwischen den Essen, den hohen Gebäudekästen und den Rohren und Leitungen. Mein Sohn hat Angst, wenn er diese Fabriken sieht, sagte Arnold. Ich sagte, schade, dass er nicht hier ist und wir ihm sagen können, dass er keine Angst zu haben braucht, obwohl es so beängstigend aussieht.

Wir gingen eine dunkle Straße entlang. Auf der einen Straßenseite war eine lange Mauer, hinter der die Fabrikgebäude lagen. Auf der Seite, auf der wir gingen, waren zur Linken ein Gleiskörper mit ein paar Schutzdächern daneben, die nichts abhielten als den Nachthimmel und nichts anderes abschirmten als das leere nächtliche Stück Erde, über dem sie angebracht waren. Ein Drahtzaun trennte uns von diesem verlassenen Terrain, und in diesem Moment spürte ich wieder wie mich die Einsamkeit so eines Ortes, den man gemeinhin meidet, mit seinem Zauber umfing. Ich spürte Ruhe, Hoffnungslosigkeit und Entzagung, ich spürte den Abschied von all meinen Wünschen. Und mit einem Mal meinte ich zu wissen, was es war, das mich an so einem Ort eine Art von Glück empfinden ließ. Es waren jene Orte, die mich in meiner Kindheit verängstigt hatten, die ich als Kind fürchtete und die heute diesen seltsamen Zauber auf mich ausübten, weil ich es jetzt als Glück empfinde, keine Angst mehr vor ihnen zu haben.

(1972)

## *Der Musiker*

»Bach!« Und er machte mit seiner Zunge an seinen Zähnen ein Geräusch. Er machte das, wenn er erregt war oder sich konzentrieren musste. »Bach! Das ist ts ts ts hier...hier...«, und er tippte mit dem Finger auf ein Notenblatt »... ts ts ts... das ist...ts ts ts...das ist....« Er winkte ab und sagte in einem abfälligen, verächtlichen Tonfall: »Inventionen!« Doch seine Verachtung galt nicht Bach oder den Inventionen, sondern er drückte damit nur aus, wie weit er selbst und die meisten unter Bach und allein schon unter dessen Inventionen stünden. Wie wenig da heranreiche! Man könne nur abwinken und resignieren, wenn man so etwas zu sehen und zu hören bekäme.

Er war noch sehr jung. Er rührte mich mit seiner Verachtung, die nur ihm selbst galt, und mit seinem Tic, der ihn immer, sobald es schwierig wurde, »ts ts ts« machen ließ; ein Tic, den ihm sicher das lange mörderische Üben beschert hatte. Er übe acht Stunden am Tag, sagte er und winkte wieder resigniert ab, weil er das für noch zu wenig hielt und er trotzdem noch lange nicht heranreiche an die Guten. »Das muss ja ein Martyrium für die Finger sein«, sagte ich. »Nein, die Finger sind es nicht. Aber der Kopf. Der Kopf macht manchmal nicht mit. Der Kopf ist das Problem!«

## *Ausgezählt*

Wenn an meinem Auto etwas nicht in Ordnung war, fuhr ich damit zu Rudi. Oft besuchte ich Rudi auch einfach nur so, um mich mit ihm zu unterhalten. Ich saß dann bei ihm auf dem Hof in dem Glaskasten neben der Tankstelle, die er betrieb, und wir redeten über alles mögliche, über Sport, über den Krieg, den er mitgemacht hatte, oder über irgendein aktuelles Ereignis, und ich merkte erst viel später, dass Rudi sich manchmal Gedanken darüber machte, was aus mir noch werden sollte, wenn ich nur herumsaß und meine Zeit mit Reden und Nichtstun totschlug.

War aber etwas an meinem Auto kaputt, schickte er mich nach hinten in die Werkstatt zu Paul, der für ihn arbeitete. Paul konnte so ziemlich alles an einem Wagen reparieren. Er interessierte mich, weil er aussah wie ein altgewordener Leichtgewichtsboxer, doch noch nie hatten wir mehr als einen Gruß gewechselt. Als ich wieder einmal mit meinem Auto ankam, weil irgendetwas nicht funktionierte, und er sich daran machte, den Defekt zu beheben, fragte ich ihn plötzlich, nachdem ich ihm eine Weile stumm bei seiner Arbeit zugesehen hatte – und etwas wie Respekt klang wohl in meiner Frage mit: »Du hast geboxt, Paul?« Es war eine dämliche Frage, da ja jeder, der einen Blick dafür hatte, sehen musste, dass er geboxt hatte. »Ja, ja, schon lange her ist das«, antwortete er und vertiefte sich noch mehr in seine Arbeit. Ich fragte nicht weiter, weil ich fürchtete, es könnte so aussehen, als wollte ich mich anbiedern. Ich spürte, dass ihn das Interesse an einer Sache störte, die so weit zurücklag, und schon gar nicht wollte er, dass man ihm für das, was er früher einmal getan hatte, Bewunderung entgegenbrachte. Ich schwieg also und sah ihm weiter bei der Arbeit zu. Er arbeitete schnell und konzentriert, und ich dachte, dass Rudi keinen besseren Mann

für diese Arbeiten hätte finden können. Nach einer Weile fing ich wieder an und sagte: »Ich hab's auch mal versucht, aber so wie du es getan hast, so hätte ich es nie gekonnt.« Zu meiner Überraschung hörte ich ihn leise auflachen. Es war ein stoßweises, heiseres, gepresstes Lachen, und auch seine Stimme klang heiser und gepresst, als er dann redete.

»Ja«, sagte er »ist nicht jedermanns Sache, das Boxen.«

»Nein«, sagte ich, »meine war's bestimmt nicht. Ich hätte aber gewünscht, dass sie's wäre.« Ich war ein bisschen verlegen, denn ich fürchtete, dass das, was ich da sagte, zu vertraulich klänge.

»Ja«, sagte er, »is'n schöner Sport. Fußball ist auch schön, und du kannst mehr verdienen, wenn du gut bist. Beim Boxen ist heut' nicht mehr viel drin, kriegst nur die Fresse voll für nichts.«

»Mich interessiert nur das Boxen«, sagte ich.

»Ja, is wirklich 'n schöner Sport«, sagte er wieder »Ich hab gern geboxt.« Er redete weiter in seiner Mundart. Ich verstand nicht alles, hörte ihn aber zwischendurch immer leise auflachen, oder er blickte mich mit seinen hellen Augen an, die flach und starr wie Fischaugen wirkten oder auch wie leblose, präzise optische Instrumente. Hätte ich gegen ihn antreten müssen, so hätte ich vor diesem Blick Angst gehabt.

»Ich war leicht, aber ziemlich schnell«, sagte er. »Damals, als ich trainiert hab', mussten wir beim Training gegen jeden antreten, egal wie schwer er war. Zum Glück waren die Großen langsamer. Wenn du von denen was gefangen hast, hast du nicht mehr gewusst, wie du heißt. Wir hatten einen, der machte immer Mätzchen, rieb an der Nase und schnaufte und duckte ab ohne Grund und hüpfte vor dir herum wie'n Ziegenbock, und wenn er dich dann zum Lachen gebracht hatte, bekamst du – zuck – eins in die Fresse. Musst aufpassen gegen so einen«, sagte er und vertiefte sich dabei wieder in seine Arbeit. Dass er das zu mir sagte »Musst aufpassen gegen so einen«, dass er mir diese Erfahrung mitgab, als wäre ich

sein Schützling, in dessen Ecke er stand, schmeichelte mir. Einen Moment lang fühlte ich mich wie ein junger Boxer, dem man einen wichtigen Ratschlag mit auf den Weg gab. Ich spürte plötzlich freundschaftliche Empfindungen für Paul und fragte ihn – und dabei hatte ich das ungute Gefühl, gegen Rudi nicht ganz fair zu sein:

»Bist Du versichert? Ich meine krankenversichert und rentenversichert, Paul?«

»Ja, ja«, sagte er beiläufig und ablenkend. Ich merkte, dass er dieses Thema nicht gern berührt haben wollte.

»Warum arbeitest du nicht in einer großen Werkstatt? Bist du lieber hier?«

»Die nehmen nur die Jungen«, sagte er schnell. Er lachte plötzlich und sagte: »Ich wollte mal Busfahrer werden bei der Stadt, aber da verdienst du ja nichts. Sagt der im Büro, ja, ich bekomme Kleidung und Fahrt umsonst. Hab' ich gesagt, die Uniform kann er geschenkt haben, und zum Fahren hab ich ein Motorrad.« Er sprach darüber in einem Ton, als wäre das gestern gewesen, und ich musste erst einen Moment überlegen, ehe mir klar wurde, dass diese Begebenheit schon lange zurückliegen musste.

»Wann hast du aufgehört mit dem Boxen?« fragte ich.

»Irgendwann«, sagte er.

»Hast du manchmal Angst gehabt im Ring?« fragte ich.

»Angst, nee«, lachte er »entweder ich oder der andere, das ist alles, was du denken musst, sonst verlierst du.« Und nach einer kleinen Pause sagte er: »Mit dem Boxen hab ich aufgehört, weil ich mich beim Training verletzt hab. War bestusst.« Er schwieg wieder, und auch ich sagte nichts mehr, und als er mit meinem Auto fertig war, fuhr ich weg. Doch ich nahm ein Gefühl von Zuneigung mit. Immer wenn wir uns danach sahen, war eine leichte Verlegenheit zwischen uns, die aber dem Gefühl der Sympathie, das ich auch bei ihm gespürt hatte, keinen Abbruch tat. Wenn ich aber mit Paul in dem kleinen gläsernen Büro zusammentraf und er mit Rudi etwas

zu besprechen hatte, war er kurz angebunden, grüßte mich kaum und verschwand schnell wieder. Einmal sah ich ihn, als er seinen Lohn bekam. Er stand da, und Rudi gab ihm aus der Kasse ein paar Geldscheine, und Paul steckte sie wortlos ein und ging hinaus.

Dann, einmal gegen Mittag an einem Frühlingstag, der kleine Kirschbaum, der über die Mauer des Hofes blickte, war voller Blüten, und ich saß wie so oft damals bei Rudi in dem kleinen Glasbüro neben den Tanksäulen, ein paar Bekannte waren noch da, und wir alle saßen herum und unterhielten uns über irgendwas, da sahen wir Paul von der Straße in den Hof hereinkommen. Er kam mit seinem sonderbaren Boxerschritt, die Beine schienen dabei von selbst zu gehen, die Fußspitzen zeigten ein wenig nach innen, und er war dabei sehr darauf bedacht, gerade zu gehen. Die Konzentration, die er aufwandte, kerzengerade zu gehen, während seine Beine selbständig unter ihm weglaufen wollten, konnte man schon über eine gewisse Entfernung hinweg sehen. Er hatte genau den gleichen Gang und den gleichen Ausdruck wie ein geschlagener Boxer, der vom Ring zurückgeht in seine Kabine und der den ringsum dasitzenden und ihn neugierig betrachtenden Zuschauern zu zeigen bemüht ist, dass die Schläge, die er gerade bekommen hat, ihn keinesfalls erschüttert hätten. Genauso kam Paul in den Hof herein. Er hatte frischgewaschene blaue Arbeitshosen an, und sein Haar war gekämmt und lag gescheitelt und noch nass an seinem Kopf. Sein Gesicht sah gerötet aus, als hätte er es gerade kräftig abfrottiert. Doch als er näher kam, sah ich, dass die Haut seines Gesichtes müde und schlaff war, und dass das, was ich für Frische gehalten hatte, nichts anderes war als eine ungesunde Rötung, wie ich sie manchmal bei Arbeitern gesehen hatte, die zur Frühschicht fuhren. Eine Rötung, die beinahe so etwas Gewaltsames hatte wie die Spuren, die ein Schlag hinterlässt, den man ins Gesicht bekommt.

Rudi sah Paul ebenfalls und stand auf, zog seinen Hosenbund zurecht und blickte dann vor sich hin, schüttelte den

Kopf und stieß ein leises Kichern aus, das verwundert klingen sollte. Es war die Art, die Rudi hatte, wenn er ironisch übertrieben Verwunderung spielte. Dann sagte er fröhlich: »Paul kommt vom Essen zurück.« Und mit noch größerer Fröhlichkeit wiederholte er noch einmal und kicherte dabei wieder übertrieben verwundert: »Paul kommt vom Essen zurück.« Auch eine übertriebene Anerkennung schwang in seinen Worten mit. Obgleich Rudi so lustig tat, entstand in dem kleinen Raum augenblicklich eine gespannte Atmosphäre. Niemand sagte etwas, alles blickte auf Paul, der mit starrem in die Ferne gerichteten Blick und seinem sonderbaren Gang herankam. Rudi war ein breitschultriger, unersetzer Mann mit schweren Händen. Er war nicht mehr jung, doch Streit hätte ich nicht gerne mit ihm bekommen. Er gab sich zwar immer sehr jovial, doch wer ihn einmal zornig erlebt hatte, dem war diese Jovialität nicht mehr geheuer, sie war nur ein Firnis, hinter dem sich etwas ganz anderes verbarg, nämlich der jähzornige Charakter eines Mannes, der keinerlei Bedenken hatte, eine Schlägerei anzufangen, wenn es nötig wurde, auch jetzt im Alter noch. Irgendwie fürchtete ich um Paul, fürchtete gerade deswegen um ihn, weil Rudi so heiter tat. Rudi war in die Tür getreten und hinausgegangen und stand draußen, und Paul ging ohne ihn zu beachten an ihm vorüber, immer mit diesem Gang, als liefen ihm die Beine und die etwas einwärts gekehrten Füße davon. Rudi hatte Paul nicht angesehen, sondern war halb abgewandt mit gesenktem Kopf und böse aufeinandergepressten Lippen stehengeblieben und hatte nur, als Paul an ihm vorüberging, missbilligend und ohne die geringste Spur von dieser falschen Heiterkeit, die er eben noch an den Tag gelegt hatte, den Kopf geschüttelt. Paul aber war aufrecht und mit in die Ferne gerichtetem Blick, so als hätte er Rudi überhaupt nicht gesehen, weiter in den rückwärtig gelegenen Teil des Hofes gegangen, dorthin, wo die kleine Werkstatt war, in der er arbeitete. Rudi kam wieder herein, lachte nun von Neuem leise vor sich hin und zeigte

wieder auf übertriebene Art, wie sehr ihn das alles amüsierte, und sagte anerkennend, doch es war eine Anerkennung, die jetzt unverhohlen höhnisch klang: »Paul kommt vom Essen zurück.«

»Warum?« fragte ich, »Was gibt's darüber zu lachen?« und lachte ebenfalls, lachte, als ahnte ich schon die verblüffende doch harmlose Pointe eines guten Witzes, denn ich machte mir wegen Paul Sorgen und hoffte, wenn ich so tat, als ließe ich mich von der falschen Heiterkeit anstecken und als nähme ich sie als wirkliche Heiterkeit, und wenn ich den gefährlichen Unterton darin einfach ignorierte, so könnte ich vielleicht diese Geschichte, die ich noch nicht ganz begriff, ins Harmlose ziehen. Ich tat also so, als nähme ich Rudis Heiterkeit für wirkliche Heiterkeit und fragte noch einmal, was daran so komisch wäre, wenn Paul vom Essen zurückkäme. Alle hatten natürlich gesehen, dass Paul getrunken hatte. Rudi fuhr fort, vor sich hin zu lachen und sagte, als spräche er zu sich selbst: »Paul ist gestern Mittag zum Essen gegangen, und jetzt kommt er zurück.« In diesem Moment wurde mir klar, warum Paul dazu verurteilt war, hier zu arbeiten und nicht in einer großen Werkstatt, denn am Können konnte es bestimmt nicht liegen. Er blieb eben nur manchmal zu lange zum Essen fort, das war sein Unglück. Er blieb einfach weg, ohne jede Vorwarnung, und niemand wusste dann, wann er wieder zurückkam und ob er überhaupt noch einmal wiederkommen würde.

Bald darauf war Paul verschwunden. Ich fragte Rudi erst viel später, wo Paul denn geblieben sei, doch der wusste es auch nicht. »Irgendwo wird er sein«, sagte er.

Damals, zu der Zeit, als diese Geschichte passierte, gab es noch den Friseurladen und das Fischgeschäft vorne an der Hofeinfahrt. Beide sind inzwischen verschwunden, und nur noch der Kiosk ist da, an dem manchmal an Sommertagen ein paar Männer stehen und etwas trinken und sich unterhalten.

(1975)

## *In Palermo*

In der großen Straße mit den abgeblätterten Barockfassaden und den Nebengassen voller Abfälle ertönte plötzlich laute Musik. Filmmusik in der Art, wie man sie von dramatischen Liebesszenen kennt, einer Musik, die die Illusion großer Gefühle hervorruft. Ich vermutete, es sei eines der mit Lautsprechern bestückten Autos, die durch die Straßen fahren und irgendwelche Parolen verkünden, doch die Musik schien immer von derselben Stelle zu kommen, und ich dachte, das Auto müsse auf seiner Propagandafahrt an einer Ecke stehengeblieben sein, um dort gleich eine Kundgebung herauszudröhnen. Doch nichts geschah, nur die Musik spielte weiter. Die Straße, die wie verlassen dalag, war gerade und lang, und ich hörte jetzt, dass die Musik ganz allmählich näher kam, sah jedoch keinen Lautsprecherwagen auf der Straße fahren.

Ich war stehengeblieben und erlag der Suggestion dieser Musik, die von kummervollem Abschied oder vielleicht auch von erinnerungsschweren Liebesempfindungen erzählte und von der diese ganze ehemalige Prachtstraße widerhallte, die jetzt von Schmutz und der Zeit geschwärzt war und die vom Verfall längst nicht mehr nur bedroht wurde, sondern die bereits verfiel. Dann kam diese laute Musik heran. Ein Junge, noch ein Kind, schob einen Karren, auf dem zum Verkauf dicht an dicht bunte kleine Kassetten für Tonbandgeräte lagen, und von diesem Karren, den der Junge langsam und ohne viel Hoffnung auf ein Geschäft die verkommene und abgeblätterte und geschwärzte ehemalige Prachtstraße entlangschob, ertönte laut und aufwühlend diese Musik.

Später sah ich noch öfter Männer und halbe Kinder solche Karren durch die Straßen schieben, doch nie sah ich jemanden herantreten und etwas kaufen. Alle diese Karren

waren überladen mit den bunten kleinen Plastikkästchen, die sanfte und wilde Räusche und erhebende oder traurig machende Illusionen enthielten, doch die Gesichter derer, die diese tönenden Karren schoben, zeigten, dass die Zeit, in der sich Illusionen verkaufen ließen, vorbei war.

## *Die Eidechse*

Eine winzige Fliege verfängt sich in den Haaren meines Oberschenkels. Ich streife sie ab, sie fällt in den Sand. Eine ungeschickte Bewegung von mir schüttet Sand über sie. Ich grabe sie aus. Sie schnell zu töten ist, so wie die Dinge sind, in Ordnung, sie lebendig zu begraben aber ist unzulässig.

Die Eidechse lief über meine Beine, über meinen Körper; ihre Füßchen kitzelten und stachen ein wenig. Ich ließ es geschehen. Ich war vernarrt in diese kleinen Drachen, deren Füßchen Muster in den Sand zeichneten. Manchmal warf ich ihnen winzige Brot- oder Käsestücke zu, die sie sich gierig holtten. Einmal aber, als wieder einer der flinken kleinen grünen Drachen über mich hinwegkletterte und den halbkugelförmigen Sonnenschutz, in dessen Schatten ich lag, untersuchte, da konnte ich nicht widerstehen und wollte das wieselinke Tierchen fangen. Nie war mir in den Sinn gekommen, diese kleinen immer unbekümmter in meiner Nähe sich tummelnden Tierchen zu erschrecken, indem ich Jagd auf sie machte oder so tat, als wollte ich sie fangen. Plötzlich aber, und für mich selbst überraschend, war der Jagdtrieb in mir erwacht, und ich wollte wenigstens einmal eins als meinen Gefangenen in der Hand halten. Als ich vorsichtig meine Hand dem verharrenden kleinen Leib mit der Schlangenhaut und den aufmerksamen Augen näherte, sprang das Tierchen in ausbrechender Panik gegen die von der Sonne durchleuchtete Bespannung des Schirmes, einem Firmament aus rotem Licht. Es gab kein Entkommen, überall war der Weg nach draußen verschlossen. Unbeholfen folgte ich mit meiner Hand dem hin und her huschenden grünen dünnen Körperchen; ich hatte Sorge, es durch eine zu heftige und schnelle Bewegung zu verletzen. Als es hinter eine auf dem Boden des Schirmes liegende Schachtel kroch, schob ich die Schachtel im selben

Moment, in dem das Echschen wieder hervorspringen wollte, gegen die dünne Plastikbespannung des Schirms und klemmte es dort ein. Der Druck war sicher nicht stark, und ich hielt auch sofort erschrocken inne und zog die Schachtel zurück, doch es genügte, dass das eingeklemmte Tier für einen Moment sein Mälchen öffnete, als müsse es sein Leben daraus entlassen. Ich ließ von der Jagd ab und den schon beinahe Gefangenen entkommen. Ich machte mir heftige Vorwürfe, welche Todesangst ich diesem kleinen Wesen verursachte hatte, nur weil ich einen Moment diese huschende Flinkheit gefangen setzen wollte. Wie sollte das Tierchen wissen, dass meine Jagd nicht ernstgemeint war, und warum war plötzlich die Jagdlust unabzähmbar in mir erwacht, nachdem ich die ganze Zeit die Anwesenheit der kleinen Tiere geduldet hatte. Geduldet hatte, dass sie auf mir herumkletterten, mich kitzelten und mich auch manchmal erschreckten, wenn ich beinahe eingeschlafen war und plötzlich etwas über mich hinweglief mit stacheligen Füßchen. Warum diese Jagd auf den Hilflosen, schon in der Falle Sitzenden? Man war ein Raubtier und blieb es, und Raubtieren ist nie zu trauen. Irgendwann bricht ihre Natur durch, und dann wehe dem, der Vertrauen in ihre Friedfertigkeit gesetzt hat!

Am Abend verspeiste ich mit Appetit einen gegrillten Hühnchenschenkel, von Beilagen umgeben, das Fleisch mit Thymian bestreut. Kaum noch dachte ich, dass ich das Fleisch eines vor kurzem noch lebendigen Geschöpfes verspeiste. Zurück auf dem Teller blieben die Knochen dieses Tieres, dieses Mitgeschöpfes. Dieses nur die Knochen zurücklassende Raubtier, das bin ich. Ich empfinde Mitleid mit der leidenden Kreatur, oft bis zu Tränen, verspeise sie jedoch von Zeit zu Zeit, wenn mich die Gier nach ihrem Fleisch dazu treibt, und ich mache plötzlich Jagd auf die, deren Flinkheit und schnelle Flucht den in mir schlummernden Trieb zu jagen und zu verfolgen so lange reizt und aufstachelt, bis er plötzlich hervorbricht.

## *Ein Pina Bausch-Abend*

Ein Abend im Theater, ein Pina Bausch-Abend. Das Publikum besteht hier wie immer aus Eingeweihten, aus einer heiter zustimmenden Gemeinde, die bereit ist, alles großartig zu finden. Viel Hysterie tobt sich auf der Bühne aus. Eine Hysterikerin verkündet leise singend: »Ich habe eine Maus, sie beißt nicht.« Gerührte, heitere Reaktion der Zuschauer neben mir. Dann ruft eine andere Hysterikerin exaltiert: »Ich habe einen Hahn!« Eine andere wendet sich an das Publikum mit den Worten: »Ich bin so traurig, mir ist kalt«. Ja, was kann man da machen, denke ich. Mein Freund Martin, ein Rechtsanwalt, den wir zu diesem Abend überredet hatten, sagt verärgert: »Was soll das?«

Für mich gibt es auch an diesem Abend ergreifende Momente. Ich vermag allerdings meinen Freund nicht davon zu überzeugen. Wir sitzen in einer Gemeinde, die das Lächerliche ebenso köstlich findet wie das wirklich Ergreifende. Doch an diesem Abend sehe ich die Aufführung mit den Augen meines Freundes, der nicht zu den Eingeweihten und Kennern zählt und dem alles auf die Nerven geht und dem ich vorher dummerweise begeistert von dieser Aufführung erzählt hatte. Ich vergaß, dass er ein nüchterner, vielbeschäftiger Mann ist, der jetzt hier seine Zeit absitzen muss bei hysterischem Geschrei, Gerenne und Gefuchtel und wildem Haareschwenken. Warum müssen sie gerade heute so übermäßig schreien, denke ich und habe dem Freund gegenüber ein schlechtes Gewissen.

In der Pause blickt mich der Freund stumm und prüfend an. Ich lese in seiner Miene Ratlosigkeit, nicht über das, was er gerade gesehen hatte, darüber war sein Urteil fertig, nein, seine Ratlosigkeit röhrt daher, dass er meinem Geschmack jetzt nicht mehr trauen kann.

# *Splitter I*

## *Herbst*

Die Straßenbahn hob einen Wirbel gelber Blätter hinter sich empor. Die Blätter, die von der Straße weggeweht waren, blieben im Schotter bei den Schienen liegen, und wenn eine Bahn darüberfuhr, wirbelten sie als leuchtende Schleppen hinter ihr her.

## *Die Regisseurin 1*

Die Schauspieler machen eine Pause – sie ist gut gehalten, spannungsgeladen. Von unten die Stimme der Regisseurin: »Zu lang!« Es erscheint ihr vielleicht zu lang, aber wie kann man die Empfindung eines Schauspielers so stören durch eine eigene Empfindung, von der nicht einmal sicher ist, dass es die richtige ist! Zumindest ist das eine so richtig wie das andere. Kein Grund, so selbstgefällig entnervt »zu lang« zu sagen.

## *Die Regisseurin 2*

Wenn sie etwas Negatives über einen anderen sagte, mit dem sie gut bekannt war, so gab sie ihrem Ton und ihrem Gesichtsausdruck etwas Verzweifeltes, tief Bekümmertes und Ratloses, als wäre sie unendlich traurig darüber, dieses Negative feststellen zu müssen. »Ich verstehe es nicht. Ich muss es aber sagen, er ist wirklich nicht gut.« Sie sprach in diesem selbstquälerischen Ton das Todesurteil über einen Schauspieler.

## *Der Schauspieler*

Es war reiner Selbstschutz, dass die Schauspieler sich gegen die Willkür des Regisseurs, der bei den Proben oft langatmig und unsicher war, mit einem Trick zur Wehr gesetzt

hatten, indem einer von ihnen hinten vom Zuschauerraum aus zusah und bei allen Pointen lachte, damit der Regisseur beruhigt war, dass es gut ankam. »War sehr gut heute, so muss es sein!«.

### *Fernando*

Fernando, ein vierzehnjähriger spanischer Junge, der Welt- raumtechniker werden will, sagte zu mir: »Die Geschichte von Jesus Christus ist zu schön, das kann niemand erfinden, das muss wahr sein. Kein Schriftsteller könnte das erfinden.« Dann fragte er mich: »Glauben Sie an Gott?« Ich brachte es nicht fertig, nein zu sagen. »Ich glaube an Gott«, sage ich. »Es muss etwas geben«, sagt er »etwas muss es doch geben, weil wir doch da sind.«

### *Corrida*

Sie spielten einen Pasodoble. Es war ein Marschlied in den Tod. Es war die Musik, die man im Zirkus hört. Zirkusmusik: Gleich kommen die Clowns, oder die Tiere vollführen Kunststücke. Doch hier schlug der Takt wie ein Herzschlag, wie die letzten Herzschläge einer Kreatur, deren Puls tatsächlich hier in wenigen Minuten aufhören wird zu schlagen. Es war eine furchtbare und tragische Musik, die sie spielten, in der immer wieder schneidend in drei aufsteigenden hellen Tönen eine Trompete erklang.

### *Die Sonnenblume in meinem Zimmer*

Das leuchtende gelbe Rad um das dunkle Auge verströmt Stunde um Stunde, Tag um Tag, sein starkes Licht. Ein tiefes wunderbares Gelb. Immer blickt mich dieses große Auge an, ohne Unterlass, ohne den Strom seiner Farbe zu verringern, in gleichbleibender Intensität. Ich liebe dieses lautlose Leben, diese lautlose Äußerung des Lebendigen. Ich liebe diese Blume mehr als alles in meinem Zimmer. Nichts kommt ihr gleich. Nichts ist vergleichbar mit diesen bewegungslosen

gelben Flammenzungen, die um ein dunkles Zentrum brennen. Die dunkle Pupille in einer leuchtenden Iris.

### *Der Tod der Sonnenblume*

In einem Ausdruck unendlicher, nie mehr versiegender Trauer ist ihr Kopf herabgesunken, und die Blütenblätter hängen welk über dem dunklen Auge.

### *Der Regisseur*

»Sie wissen, was ich meine ... es heißt hier so ... passen Sie auf ... wissen Sie, was ich meine?«

»Jaja, ich weiß« sagte ich, wusste jedoch, es wäre für ihn auf alle Fälle schmeichelhafter, nicht verstanden zu werden. Im Grunde nahm er mir dieses »Jaja, ich weiß« übel. Ich merkte sofort, es war eine Ungeschicklichkeit, die ich nicht wieder begehen durfte. Er bekam ein giftiges böses Gesicht, auf dem er ein säuerliches Lächeln herstellte und sagte: »Ja, das ist gut, dass Sie mich verstehen. Das ist ja schon etwas. Es wäre schlimm, wenn ich nicht verständlich wäre.«

### *Der alte Schriftsteller*

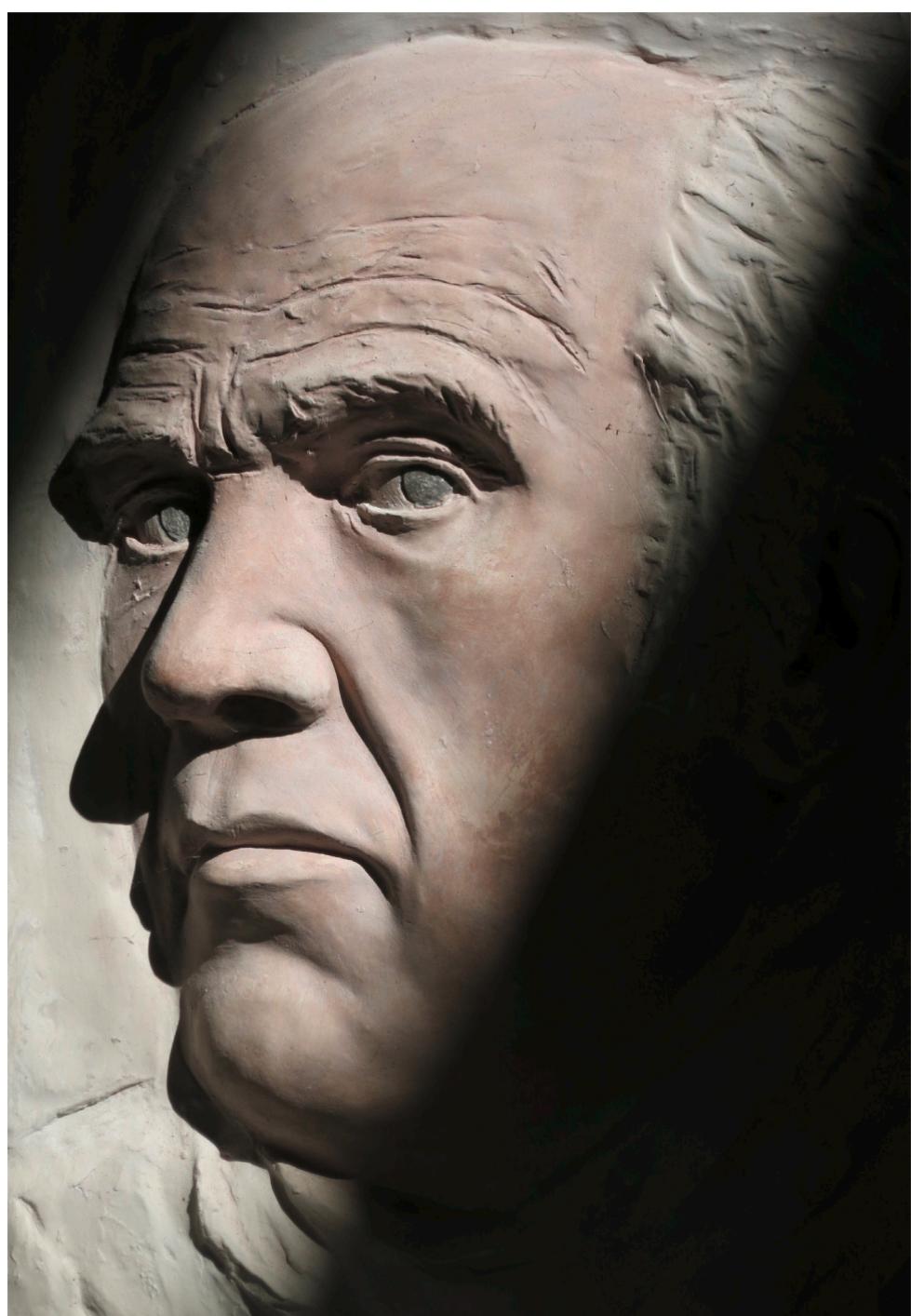
»Ich bin gerührt, doch nicht, weil die Hochachtung, die ich bei Ihnen genieße, meiner Person gilt, sondern weil Sie in mir die Dichtung ehren, die Literatur, die mir so viel bedeutet. Ich habe nicht erwartet, dass man sie noch so hoch schätzt.«

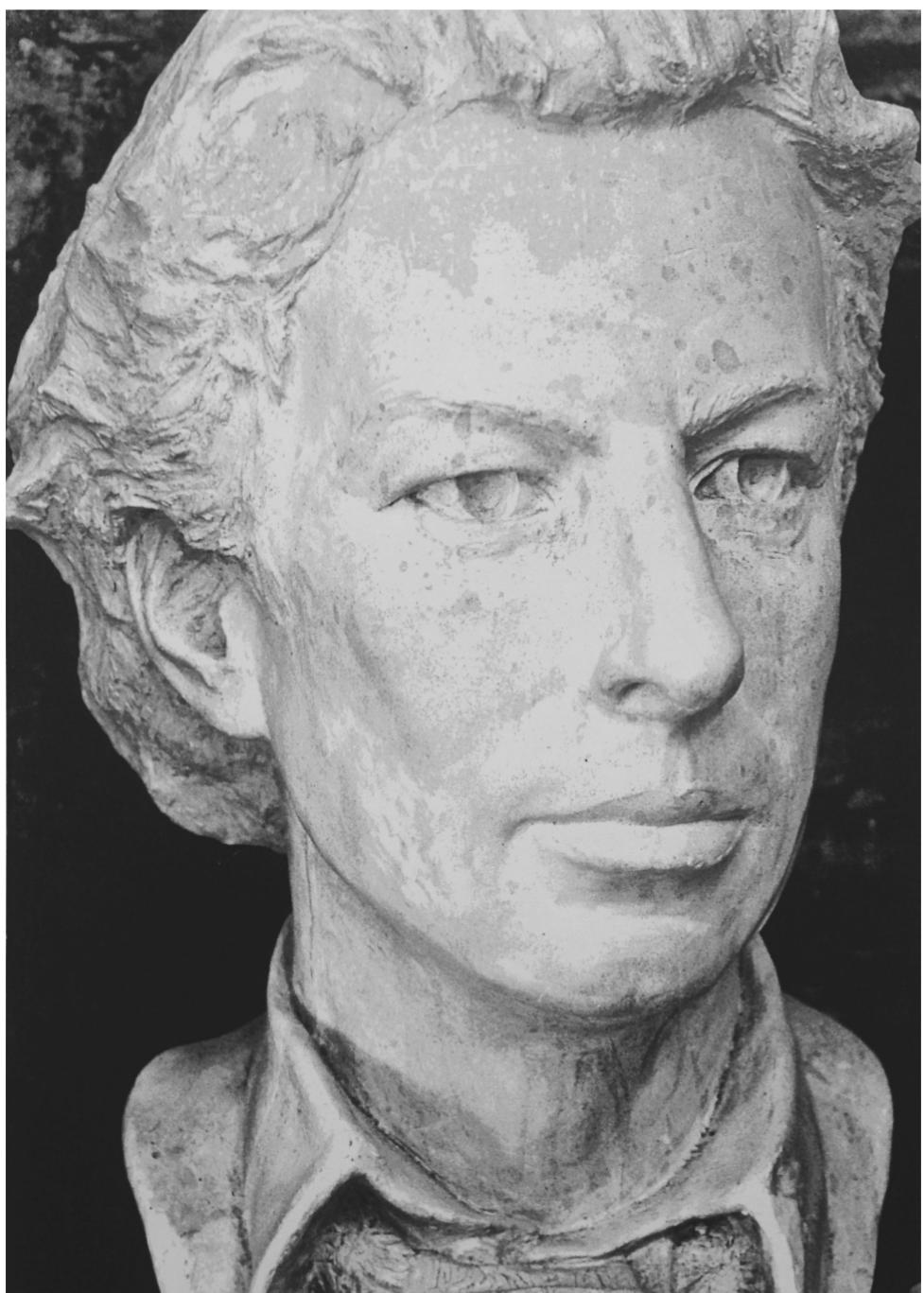
## Bildteil

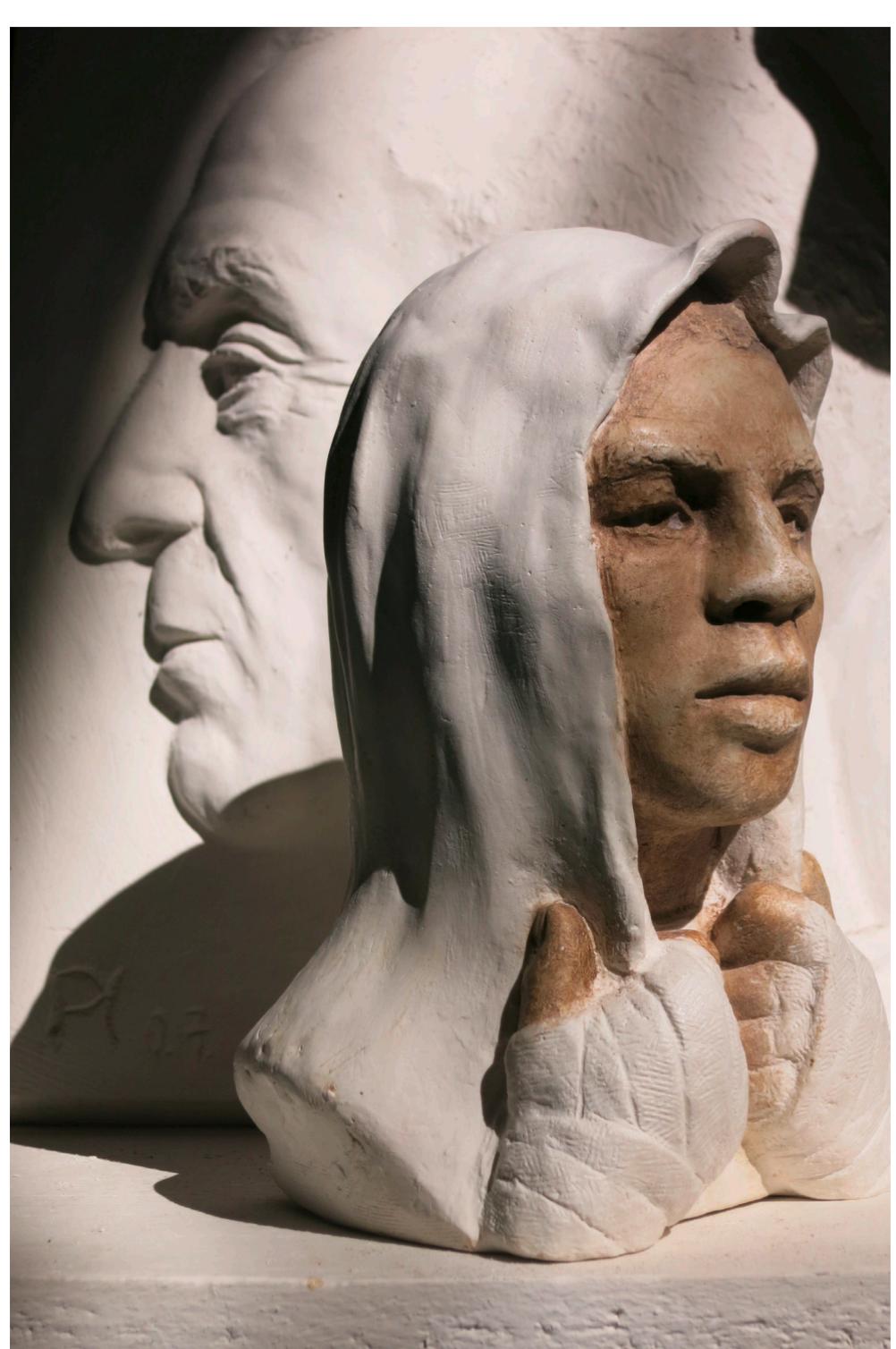






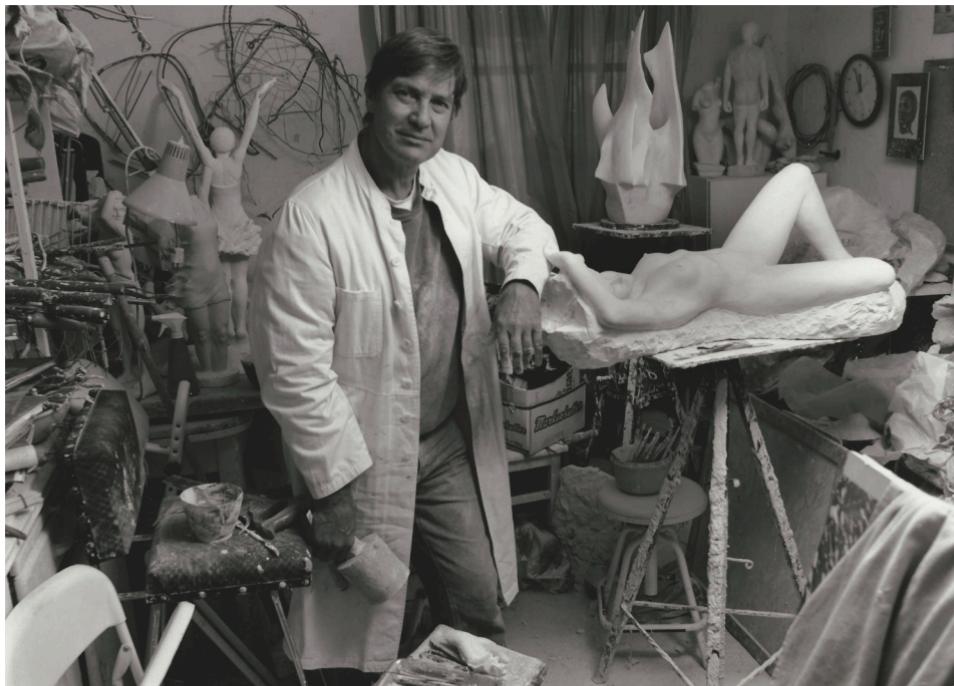












Mehrfachtalente leben in einem immerwährenden Zwiespalt, weil sie zwischen ihren künstlerischen Möglichkeiten, der Notwendigkeit Geld zu verdienen und dem Abenteuer des Lebens kaum Kraft und Ruhe finden, sich einer Sache ganz zu widmen.

Peter Hohberger lebt mit und in diesem Spannungsfeld und versucht, es künstlerisch umzusetzen. Von dieser bleibenden Spannung zeugen seine Texte; es sind keine literarischen Erfindungen, sondern immer direkte Schilderungen von Begebenheiten aus seinem Leben als Arbeiter, Schauspieler, Künstler oder Reisender. Sie zeigen vielleicht mehr als seine Arbeiten als Bildhauer seine Ängste, sein zwiespältiges Lebensgefühl, doch zugleich auch eine männliche Kraft und die Liebe zum Leben.

ISBN 978-3-943940-60-2

9 783943 940602